

Vgl. darüber hinaus: M. Jousse, *L'Anthropologie du Geste* (Paris 1969) und J.C. Schmitt, *Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter* (Stuttgart 1992).

Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Kett

ELOCHUKWU E. UZUKWU

geb. 1945 in Nigeria; Mitglied der Spiritaner; Doktor der

Theologie am St. Michael's College, Toronto School of Theology, Toronto, Kanada; gegenwärtig als Dozent an der International School of Theology der Spiritaner in Enugu, Nigeria, am Catholic Institute of West Africa in Portharcourt, Nigeria, und am Institut de Science et de Théologie des Religions (Institut Catholique de Paris) in Frankreich tätig; zahlreiche Veröffentlichungen. Anschrift: Spiritan International School of Theology Enugu, Box 9696, Port Harcourt, Nigeria.

François Kabasele-Lumbala
**Christen und Muslime
 in Schwarzafrika**
 Wege zum Dialog

Einleitung

Die Zahl der in Afrika lebenden Muslime ist bedeutend. Mit Ausnahme von Asien leben die meisten auf diesem Kontinent. Sie kamen auf Eroberungszügen oder auf dem Handelsweg von Norden und Osten her nach Schwarzafrika. Freiwillige Bekehrungen zum Islam sind vom Jahr 1000 an durch die Könige der südlichen Sahara bezeugt. Vorherrschend bei diesen Bekehrungen war die Rolle der Bruderschaften¹.

«Der Islam ist ein klares Wasser mit genau bestimmten Eigenschaften. Es ist überall dasselbe Wasser. Der Boden aber, auf dem dieses Wasser fließt, kann sehr verschieden sein. Deswegen nimmt das Wasser jedesmal die Farbe der Steine, des Sands oder der Erde an, die den Grund des Flußbetts bilden»². Der «schwarze» oder subsaharische Islam hat seine Besonderheit. Er unterscheidet sich vom arabischen, türkischen, iranischen und indischen Islam in erster Linie aufgrund von Bräuchen, die den schwarzafrikanischen Kulturen nahe-

stehen, und zwar wegen der Mischung des Arabischen mit den Bantu-Sprachen (Suaheli zum Beispiel), kurz, durch eine gewisse Duldung anderer Bekenntnisse. Charakteristisch für den Sudan der letzten Jahre war der Ausschluß der Christen durch die muslimischen Machthaber. Das ist aber einer entstehenden fundamentalistischen Bewegung und einer politischen Macht diktatorischer Tendenz anzulasten. Die christlichen Kirchen im Sudan haben einen dringenden Appell an die UNO gerichtet, diesen Ausschluß der christlichen Minderheiten des Südens zu verurteilen. Die letzte Synode der afrikanischen Bischöfe hat darauf angespielt und an die muslimischen Brüder einen Aufruf erlassen, alle Kräfte zum Aufbau des Landes gemeinsam einzusetzen³.

Ich werde in diesem kurzen Beitrag zuerst die für die Muslime und die Christen Schwarzafrikas maßgebenden Ausgangslagen freizulegen versuchen; anschließend werde ich einige Markierungen auf dem Weg zum Dialog skizzieren.

I. Die Ausgangssituationen

Ein Dialog zwischen zwei Personen läßt sich nur dann führen, wenn man zuvor ihre jeweilige Ausgangslage, also die ihre Worte umrahmende und prägende Situation erfaßt hat. Es sind dies hier bei uns die traditionellen Religionen, für die Muslime die fünf Säulen des Islam und für die Christen die zentrale Stellung Christi.

Die Schwarzen Afrikas, ganz gleich welchen Bekenntnisses, haben gemeinsam teil an einer Lebens- und Weltanschauung, an einer Weise, mit dem Diesseits und dem Jenseits in Beziehung zu treten. Das ist das Erste. Man kann es traditionelle schwarzafrikanische Religion nennen. Es handelt sich eher um Leben als um ein Gedankensystem. Immerhin lassen sich darin unterscheiden:

- Der Glaube an zwei Welten, an eine sichtbare und an eine unsichtbare Welt, die aber beide durch dieselbe Kraft, nämlich das Leben, geeint werden; alle Wesen im Diesseits und im Jenseits nehmen an diesem Leben teil.
- Es besteht eine Hierarchie zwischen diesen zwei Welten. Die unsichtbare Welt ist transzendent; sie nimmt am Leben stärker teil, und zwar auf einer höheren Stufe, da sie der Quelle dieses Lebens näher liegt.
- Die unsichtbare Welt ist gewiß transzendent in bezug auf die sichtbare, sie ist dieser aber auch immanent; das schafft ein Ineinanderwirken beider Welten. Die im Jenseits Lebenden können das Leben der Menschen im Diesseits beeinflussen. Und umgekehrt kann das Lebenswachstum der Nachkommen das der Ahnen stärken, denn alle haben gleich kommunizierenden Gefäßen Anteil an derselben Energie, ein jeder nach seinem Maß. Das Ineinanderwirken geschieht hauptsächlich auf dem Weg über die «Symbole», diesem Kontakt- und Einigungsmittel *par excellence*. Die Riten schöpfen hieraus ihre Bedeutung und ihre Wirksamkeit.
- Der Glaube an ein höchstes Wesen, Schöpfer und Vater alles Seienden. Es ist ein guter und vorsehender allmächtiger Gott, letzte Zuflucht des Menschen.

Auf diesen vier Grundlagen erhebt sich das Gefüge der Kulte. Darin unterscheiden wir zuerst das Gedächtnis der Ahnen in den Opfern und im Gemeinschaftsmahl; sie sollen der Lebensstärkung des Menschen dienen. Sodann unterscheiden wir den Kult der Helden zum Überschreiten der normalen Alltagsexistenz im Verlangen des Initiierten nach einem höheren Leben. Schließlich unterscheiden wir die divinitorischen Praktiken und ihre Wissenschaft, einen Bereich, in dem sich Heilpraktiker und «Marabuts» bemühen, das

Ineinanderwirken der natürlichen Kräfte des Alls in den Griff zu bekommen und zu benützen, die einen zum Guten, die anderen zum Schaden des Mitmenschen; beide aber, indem sie den Lebenskern des Menschen erreichen⁴. Dieser gesamte traditionelle religiöse Grund ist die Basis und das Fundament jedes anderen späteren Bekenntnisses in Afrika.

Wenn ein Afrikaner den Islam übernimmt, versucht er, in jenes Grundgewebe seiner eigenen Kultur eine gewisse Anzahl von Ideen und Haltungen einzuflechten, die wir in ihren maßgebenden Zügen so zusammenfassen können:

1. Die Einzigkeit Gottes und die Anerkennung Muhammads als seines Propheten. Das kann bis zur Gehorsamsverweigerung gegenüber jenen Behörden gehen, die den Koran und den Glauben an Gott bekämpfen, ja sogar bis zum «Heiligen Krieg», dessen Tote als «Martyrer» gelten, oder auch bis zur Verneinung seiner selbst, wenn Gefahr einer «Selbstanbetung» (muslimische Mystiker) besteht.

2. Das rituelle Gebet fünfmal am Tag: am frühen Morgen, am Mittag, in der Mitte des Nachmittags, bei Sonnenuntergang und vor dem Schlafengehen. Es gibt aber noch andere Gebete, die nicht auf diese Zeiten festgelegt sind und jedem zur persönlichen Andacht anheimgestellt bleiben. Das Prinzip, das diese Sicht des Betens leitet, ist im *Doppeldeutigen Abenteuer* niedergelegt: Die ganze Zeit des Menschen auf der Erde gehört Gott; benützt sie der Mensch für anderes als Beten, dann darf das nur sein für Tätigkeiten zum Lobe Gottes; andernfalls wird alles Tun «gottlos»⁵.

3. Das Ramadanfasten: Während dem neunten Monat des muslimischen Mondjahres, in Erinnerung an die Offenbarung des Koran, darf während des Tages weder gegessen noch getrunken werden; erst in der Nacht ist das erlaubt.

4. Die Wallfahrt nach Mekka: Sie verpflichtet jeden freien und erwachsenen Muslim, einmal in seinem Leben die Reise nach Mekka zu unternehmen; hier in Mekka erfleht der Pilger die große Vergebung. Zahlreiche Überlieferungen, die Abraham und seine arabischen Nachkommen betreffen, sind an Mekka gebunden.

Für jene Afrikaner, die das Christentum

annehmen, steht im Mittelpunkt Jesus Christus, der menschgewordene Gott, gestorben und auferstanden zu unserem Heil. Dieses Heil wird durch die Kirche vermittelt, ohne daß es sich in Strukturen einschließen ließe. Die kirchliche Vermittlung wird verschieden aufgefaßt und ausgelegt, je nachdem, ob man katholisch, evangelisch oder orthodox ist. Die Heilige Schrift ist eine Offenbarung Gottes und kommt in der Ankunft Christi zur Erfüllung. Das rituelle Gebet, die verschiedenen rituellen Praktiken sowie die Andachtsübungen im Rhythmus der Zeiten erneuern die Heilsgeschichte in einer Welt, in der verkündet wird, daß Gott weiterhin Herr der Zeit und der Geschichte bleibt. Diese Christen verbinden verwaltungstechnische, mit der Geschichte verkettete Maßnahmen mit unterschiedlichen Rechtsbestimmungen aus den westlichen Metropolen.

II. Wege zum Dialog

Diese christlich oder muslimisch gewordenen Afrikaner sehen sich aber oft in unterschiedliche Lager verwiesen, je nachdem, welche Propagandisten als erste die betreffenden afrikanischen Gebiete betraten, oder welche Eroberer sie unterwarfen. Dabei hatten diese beiden Gruppen bekehrter Afrikaner gar nicht voneinander getrennt sein wollen. Die neue Religion wird ihnen als eine sich anbietende neue Seinsmöglichkeit aufgefaßt, als ein Neubeginn im Wachstum des Lebens. Das Leben, die Familie, die Gastfreundschaft, Gott als das eigentliche Fundament, die Ahnen und die Geistwesen – das ist die Sinnrichtung der afrikanischen Tradition, das alles führt die Afrikaner zusammen und hält sie geeint. Wie oft trifft man in einer einzigen Familie Orthodoxe, Katholiken, Protestanten, Muslime usw.; sie versammeln sich anlässlich eines Ereignisses, das die ganze Familie angeht. Hier verläuft der erste Weg zum Dialog.

Der Bischof von Korrogo (Elfenbeinküste) wurde in Odiene, wohin er sich zur feierlichen Profess einer afrikanischen Ordensfrau von den Schwestern Unserer Lieben Frau vom Frieden begeben hatte, eines Morgens aus dem Schlaf gerissen. Geweckt hatte ihn das laute Rufen des muslimischen Griot, den die Ge-

meinde aus eigener Initiative losgeschickt hatte, damit er die Bevölkerung zur vorgesehenen religiösen Zeremonie zusammentrommle. Der Griot rief: «Leute von Odiene, Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder, Alte und Jugendliche, kommt alle, es wird sich etwas ganz Außergewöhnliches ereignen, etwas, das ihr nie gesehen habt und wovon man bei den Ahnen nie hat sprechen hören: Eine Frau wird sich mit Gott vermählen!» Und die Leute strömten von allen Seiten herbei, obwohl es doch eine muslimische Ortschaft war mit nur einigen Christen unter den von auswärts eingemeindeten Angestellten und Studenten.

Dieses Ereignis illustriert gut, wie sehr der Weg zum Dialog durch die ortseigene Kultur und insbesondere durch die Bedeutung der Gastfreundschaft und der Lebensgemeinschaft bereits abgesteckt ist: Die Leute kommen, auch wenn sie nicht zur selben Konfession gehören, denn der Ritus spricht sie als Menschen an, die am Leben teilhaben und also am Leben dieser Ordensschwester teilnehmen. Sie wohnt ja bei ihnen und wird sich nun Gott weihen. Daß sie zu einem anderen Bekenntnis gehört, spielt keine Rolle. Sie kommen, wie sie auch hingehen würden, um den Schmerz und die Tränen eines Menschen mitzufühlen, der sein Kind verloren hat und es nun auf den Friedhof trägt; sie kommen, wie sie auch am Freudentanz derer teilnahmen, die ein Kind bekommen haben, oder den frohen Zug derer begleiten würden, die ihre Tochter ins Haus des Bräutigams führen. Da Gott einer ist und Schöpfer des Alls, steht jeder, der ihn anruft oder zu ihm betet, in der Reihe der Ahnen und der Freunde des Lebens. Für Schwarzafrika gilt also: Wie man Gott auch anruft und anbetet, man befindet sich immer im Lager der Verbündeten des Lebens. Der Unterschied in der Weise, wie zu Gott gebetet wird, stört uns nicht. Denn wenn schon der Mensch ein komplexes Wesen ist, mit dem niemand zu Ende kommt, um wieviel mehr das höchste Wesen, Gott.

Es gibt aber noch einen anderen Weg zum Dialog, nämlich den gemeinsamen Kampf um das Überleben in unserer modernen Gesellschaft. Schwarzafrika ringt mit der Erneuerung und Gesundung seiner Verwaltungsstrukturen und seiner politischen Ausrichtung.

Aufgrund auswärtiger Manipulationen und des Mangels an Erfahrung unserer Staatslenker mobilisiert das Ringen um den Wiederaufbau alle Kräfte der Bevölkerung. Daher stehen alle Bekenntnisse Schulter an Schulter im Kampf um die Menschenrechte. Das schönste Beispiel dafür war der Marsch der Christen nach Kinshasa am 16. Februar 1992: Die Gläubigen eines jeden kirchlichen Bekenntnisses traten aus ihren Gotteshäusern auf die Straße, wo sie sich zu einer Demonstration verabredet hatten, um ihrem Willen auf Achtung der Menschenrechte in der Politik Nachdruck zu verleihen. Hier muß ich an die Schlußerklärung der afrikanischen Bischofssynode erinnern, wo es heißt: «Der lebendige Gott (...) will, daß wir für ihn Zeugnis geben in Achtung vor dem Glauben, den Werten und der jedem Menschen eigenen religiösen Überlieferungen. Er will, daß wir zusammenarbeiten für den menschlichen Fortschritt und die Entwicklung auf allen Stufen, im Dienst am Gemeinwohl, unter Wahrung gegenseitiger Ehrfurcht vor der religiösen Freiheit der Personen und der Gemeinschaften. Gott will kein Idol sein, in dessen Namen man andere Menschen tötet. Im Gegenteil, er will, daß wir in Gerechtigkeit und Frieden gemeinsam dem Leben dienen»⁶.

Die zahlreichen Entwicklungsprojekte in Schwarzafrika sind auf diese Weise Gelegenheiten für den interreligiösen Dialog. Ein Deichbau zum Schutz der Hütten, eine Quellfassung und eine Wasserleitung zum Nutzen der Bewohner, die Errichtung einer Mühle zum Mahlen des Getreides, die Bauerngenossenschaften zur Produktionssteigerung, um der ständig anwachsenden Bedürfnisse des modernen Lebens Herr zu werden – alles das sind ideale Gelegenheiten, um zu beweisen, daß unsere Bekenntnisse im Dienst an der vollen Entfaltung des Menschen stehen. An einem Kreuzungspunkt mehrerer Dörfer hatte ich zum Bau einer Balkenbrücke über einen Fluß zuerst alle christlichen Kirchen mobilisiert (Katholiken, Protestanten, Pfingstler usw.). Es gab an dieser Stelle des Flusses bereits eine Hängebrücke aus Lianen; doch sie zu überqueren war sehr gefährlich, vor allem mit Lasten. Infolgedessen blieb das Gebiet jenseits des Flusses vom übrigen Land getrennt, obwohl es an Nahrungsprodukten geradezu über-

quoll. Alle christlichen Kirchen waren mit dem Plan einverstanden. Eine große Menge fand sich zur Arbeit ein. Die einen fällten mächtige Baumstämme, die sie mit eigener Hand zum Fluß schleppten; andere brachten Lianen, Nägel und Steine zum Bau der Sockel herbei. Da schickte auf einmal auch die ganz und gar minoritäre muslimische Gemeinde eine Abordnung, um sich in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Freilich, da und dort kam es dann zu Redensarten «à la Kaddafi» im Stil der Fundamentalisten, wobei die Christen von den Muslimen als Lohndiener der westlichen Imperialisten abgekanzelt wurden; man hörte auch hie und da einige Propagandaphrasen, die den Islam als die Religion der Dritten Welt auf ihrem Weg zur Befreiung und zur Entwicklung anpriesen. Dieses ganze Gerede griff aber nicht bei unseren Gläubigen. Denn sie wirkten seit etwa zwanzig Jahren innerhalb ihrer Basisgemeinden an der Inkulturation, an dieser Sicht also, aus der heraus die Kirche zur Aufwertung der Kulturen im Licht des Evangeliums drängt, zum Heil des ganzen Menschen. Und die im Westen umlaufenden Klischees vom terroristischen und fanatischen Muslim und kreuzzugsbesessenen Christen lösen sich auf in der afrikanischen Situation, wo Muslime und Christen unter denselben Folgen des Kolonialismus und unter der mangelnden Ausarbeitung neuer Synthesen ihrer Kulturen leiden. Aber die Tatsache, daß alle gemeinsam mit dem Bau dieser Brücke beschäftigt waren, hat bereits Früchte getragen. Und auch im Schoß der Basisgemeinden funktioniert die gegenseitige Hilfe nicht nur unter den Christen, sondern auch in Sorge für die im Wohnviertel aufgelisteten Bedürftigen anderer Bekenntnisse.

Die Glaubwürdigkeit unserer Kirche wächst unter der Bevölkerung, wenn sie sieht, wie alle Konfessionen der Region zusammenarbeiten. Sogar der Gedanke einer gemeinsamen Zelebration bei den großen christlichen Festen verstärkte sich von diesem gemeinsamen Bemühen her. Zuerst vereinte dieses Feiern nur die Christen; später aber schickten auch die Muslime ihre Vertreter, um an der Zelebration teilzunehmen und zu bezeugen, daß sie mit uns in Freud und Leid solidarisch sind. Anstatt daher auf die Anlässe der Feiern zu

warten, faßte man den Beschluß, sich allwöchentlich zu treffen, um über die Probleme der Stadt nachzudenken, zum Beispiel über den Aufbau der Demokratie, die Kampagnen zur Geburtenbeschränkung, die moralische Erziehung in unseren Schulen, die Korruption usw. So machte uns der gemeinsame Kampf ums Überleben zu gegenseitigem Zuhören in Unterweisung und Zelebration bereit.

Alles das öffnet nach und nach das Tor zum Dialog über die maßgebenden Gestalten unserer Religionen: Abraham, Christus, Muhammad. Allerdings zeigte es sich sehr schnell, daß dieser Dialog mehr verlangt, nämlich «einsichtige Anerkennung der Verschiedenheiten und ihre gegenseitige Achtung, Kenntnis des anderen als den, der er sein will, und in Gegenseitigkeit ausgehandelte Koexistenz»⁷. Der Besuch Johannes Pauls II. in Marokko im Jahre 1985 sowie der darauffolgende Besuch in den mehrheitlich muslimischen Ländern wie dem Senegal, wo der Papst von den muslimischen Führern empfangen und aufgenommen worden war, haben gewiß einen Dialog auf religiösem Gebiet in Achtung der jeweiligen Überzeugungen eingeleitet.

Judentum, Christentum und Islam sind «Buchreligionen». Sie gründen auf den Verheißungen, die sich in der Geschichte der Menschen entfalten und verwirklichen. Abraham ist der Vater aller dieser Glaubenden, Erben seines Glaubens an die Einzigkeit Gottes. Gewiß, die Muslime leugnen die Mittler-schaft Christi, des einzigen Sohnes Gottes, gestorben und auferstanden zum Heil. Aber vielleicht könnte ihr Standpunkt dazu dienen, unsere Aufmerksamkeit auf andere Dimensionen Christi zu lenken, auf die Tatsache zum Beispiel, daß er der Gesandte, das Wort des Vaters ist. Hilft uns der Jesus des Islam nicht, den Herrn anders zu entdecken? Die Entdeckung der Wirklichkeit Christi verläuft auch über andere Religionen, auch wenn sie sie nicht so wie wir zum Ausdruck bringen⁸.

Und von der anderen Seite her gesehen, kann unsere Vorstellung von Muhammad als einem Propheten, einem Gesandten Gottes selbst nach dem Kommen Christi, den Muslimen helfen, die Fortdauer des Heilsplans Gottes zu verstehen und auch die Dynamik seines Wortes, das weiterhin neue, den Zeiten und

Völkern entsprechende Interpretationen wachruft. In unseren Ländern, wo schwarze Propheten aufstanden und christliche Kirchen gründeten, wie etwa ein Simon Kimbangu in Zaire und ein Yohana Malangu in Südafrika, die das Heil Jesu Christi verkündeten, in diesen unseren Ländern sind die Völker auf die Einsicht vorbereitet, daß man Muhammad als einen zu bestimmter Zeit und für ein konkretes Bedürfnis von Gott gesandten Menschen anerkennen kann.

Schlußgedanke

Schwarzafrika ist der Ort der Welt, wo der Ökumenismus die Chance hat, auf neuen Grundlagen anzusetzen, auf einer Basis, die nicht mit kulturellen Ungleichheiten und politischen Vorurteilen belastet ist. Die Traditionen hinsichtlich gegenseitiger Teilnahme in vitalen Daseinsfragen, des Lebensschutzes, der Gastfreundschaft und der Solidarität sind Grundstützen, auf denen ein ökumenischer und besonders islamisch-christlicher Dialog bauen kann. Die Lage unserer Gemeinschaften auf der Suche nach Mitteln für die wirtschaftliche Entwicklung und die umfassende Förderung des Menschen appelliert an den gemeinsamen Einsatz aller Kräfte der Gläubigen; das kann geschehen vermittelt des gleichen göttlichen Plans, zu dem der Glaube an Gott alle Glaubenden verpflichtet: Den Menschen zu retten und die Erde gastlicher zu gestalten, den Ort, an dem das Reich Gottes schon begonnen hat, in Anerkennung und Achtung des Rechtes eines jeden Menschen, in Gerechtigkeit und Frieden sich zu verwirklichen.

¹ J. Comier, *L'Islam aux multiples aspects* (Kinshasa 1982) 31-37.

² AaO. 37.

³ Schlußbotschaft, Nr. 23.

⁴ Vgl. Kabasele Lumbala, *Alliances avec le Christ en Afrique*, 2. Aufl. (Kinshasa Paris 1994) 31f.

⁵ Cheik Amidou Kane, *L'aventure ambiguë*, Kap. 1.

⁶ Vgl. Schlußbotschaft, Nr. 23.

⁷ P. Claverie, *Chemins du dialogue islamo-chrétien*, in: *Secretariat pro non christianis*, Bulletin 1986, XXI-I, 61; S. 23.

⁸ B. Chaffaut, *Le Jésus de l'Islam et le Christ de la foi*, in: *Lettre aux communautés*, Nr. 165 (1994) 48-52.

Aus dem Französischen übers. von Arthur Himmelsbach

FRANÇOIS KABASELE-LUMBALA

Dr. theol. (Institut Catholique, Paris) und Dr. der Religionswissenschaften (Sorbonne, Paris); Spezialgebiet: Liturgiewissenschaften; Lehrtätigkeit an mehreren Hochschu-

len in Zaïre und Europa; z.Zt. Pfarrer und Leiter des Afrikanischen Instituts für Missionswissenschaften; zahlreiche einschlägige Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelbänden. Anschrift: Théologat OMI, Kintabo, B.P. 8251, Kinshasa I, Zaïre.

Isabelle Renaud-Chamska Liturgie als Zitat

Seit einigen Jahren schon erneuert sich das Studium der Literatur durch sprachwissenschaftlich erarbeitete Instrumente. Einige davon haben sich als sehr nützlich erwiesen; andere haben enttäuscht. Als besonders geeignet für das Studium der literarischen Texte hat sich der Bereich der Sprachpragmatik erwiesen. Wir wollen hier versuchen, die analytischen Erkenntnisse der Sprachpragmatiker an die Texte des *Rituale Romanum* anzulegen.

Von diesem Standpunkt aus bearbeiten wir die Aussage, nicht das Ausgesagte. Wir nehmen den Text pragmatisch und fragen: «Was *tut* man, wenn man Worte *sagt* wie die der Messe, z.B. «Herr, ich bin nicht würdig», «Vater unser im Himmel» oder «Das ist mein Leib»?

Dabei interessieren wir uns auch nicht für die Taktik der Gebetsprache als einer, die etwas zu erhalten sucht, indem sie gewisse Druckmittel oder eine gewisse Rhetorik verwendet; wir blenden den Aussageaspekt, also den Inhalt, und auch das mitschwingende Flehen und Drängen auf den Hörer oder Angeredeten aus und suchen vielmehr zu erkennen, was geschieht, wenn man einfach den Text hören läßt, um zu verstehen, was er in Tätigkeit setzt, welche Gefüge er ins Spiel bringt und welchen Raum er zwischen dem *Sagen* und dem *Gesagten* öffnet.

Ein rascher Überblick über die literarischen Quellen des *Missale Romanum* läßt im liturgischen Diskurs ein ganzes Geflecht von Zitaten erkennen. Wie auf einer Perlenschnur ist ein

Zitat nach dem anderen, manchmal ohne Übergang, gleich recht unterschiedlichen Perlen aufgereiht. Da steht ein Satz, den Paulus an eine Christengemeinde des ersten Jahrhunderts gerichtet hat, als Antwort auf den Gruß des Boas an seine Schmitter aus der Zeit der hebräischen Antike. Es finden sich nacheinander ein Schuldbekenntnis aus dem Hochmittelalter (*Ich bekenne Gott*), ein das ganze Alte und Neue Testament durchziehender biblischer Ausruf (*Herr, erbarme dich!*), die frühkirchliche lyrische Entfaltung des von Lukas berichteten Engelgesangs, ein zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert von einem maßgebenden Liturgen (ein Papst? vielleicht Leo der Große oder Gregor der Große?) verfaßtes Gebet, biblische Texte aus der Feder eines Propheten: Jeremia, Amos, Hosea... oder eines königlichen Schreibers, dessen Name nicht überliefert ist, wohl aber dessen schriftstellerische Produktion. Die Psalmen Davids stehen neben Worten Jesajas und Matthäus'. Der bis vor kurzer Zeit noch unveränderliche und einzige Römische Kanon selbst ist mit den unterschiedlichsten Zitaten gespickt, sehr häufig aus den beiden Testamenten, aber auch aus der heidnischen lateinischen Literatur Senecas oder Ciceros; man stößt sogar auf rituelle Formeln der Brüder Arvaes¹. Die Gestalten des Evangeliums - der Hauptmann, die beiden Blinden von Jericho, die Volksmenge von Jerusalem, Johannes der Täufer und natürlich Jesus selbst - kommen in der Liturgie zu Wort, ohne daß es ihnen immer ausdrücklich zugewiesen wird. Die Zurufe schließlich aus der Offenbarung des Johannes erschallen hie und da und erfüllen die Ohren der Hörer hienieden mit den Stimmen der bei Gott Lebenden. Die Fälle ausgenommen, wo ein Glied der versammelten Gemeinde zu einer Ermahnung, einem Gruß oder einer Mitteilung das Wort ergreift, gibt es im liturgischen Satzgefüge keine Aussa-